

FRANKFURT A. M.: DIE RÖMERSTADT-SCHULE VOM FREIFLÄCHENGEBIET DER NIDDA GESEHEN. phot. Leistikow.

DIE JUGEND UND DER SCHULGARTEN

VON ILSE DIECKMANN, LEITERIN DER GARTENBAUSCHULE DÜSSELDORF-KAISERSWERTH

Das Thema umfaßt drei Wesenheiten, deren eine, der Garten, uns von berufswegen naheliegt. Wenn ich versuchen will, die Beziehungen aufzuzeigen, die von der Jugend und von der Schule zum Garten führen und damit in unser Amtsbereich, so hoffe ich, dadurch Verständnis und Interesse für den Gedanken des Schulgartens zu vertiefen und die Mitarbeit für den Ausbau und die Durchführung der Idee zu fördern.

Die Jugendzeit umfaßt die Periode der Kindheit bis zum 15. und die Reifezeit bis zum 20. Lebensjahre. Diese Zeitspanne umschließt eine notwendige Stufe des Lebens, auf der die ursprüngliche kindliche Einheit des Menschen mit sich selbst und der Umwelt verloren geht und durch schwere Kämpfe und Erschütterungen hindurch neu begründet werden muß. Der metaphysische Sinn des Menschen als „Wanderer zwischen zwei Welten“ findet in diesen Lebensjahren einen besonderen Ausdruck. Die Welt des Jugendlichen ist von der Welt des Erwachsenen, als einer Welt der Wirklichkeiten, völlig verschieden und häufig mit ihr in Konflikt. Die Haltung des Jugendlichen wird bedingt von der Tiefe und dem Ausmaße dieses Konfliktes. Unsere moderne Jugend muß in ihrer Wesensart und in ihrer Haltung von dieser Stellungnahme aus verstanden werden, wenn man ihr beikommen will.

Der Jugendliche unserer Zeit ist geboren zwischen 1909 und 1914, also vor dem Kriege bis zum Jahre des Kriegsausbruches. Unsere Kinder sind nach Kriegsausbruch geboren. Alle diese Jugendlichen haben keine Vorstellung von unserem Leben vor dem Kriege, wenn auch einzelne mehr oder weniger verschwommene Erinnerungen

aus den Kriegsjahren bewahren mögen. Eine klare Vorstellung von dem Geschehen haben sie nicht. Wir müssen dies bedenken, damit uns verständlich wird, daß unsere Jugend innerlich anders eingestellt ist, als wir es in unserer Jugendzeit waren, daß sie auch völlig anders der „neuen Zeit“ gegenübertritt, als wir dies tun. Diese Jugend ist aufgewachsen in einer Zeit der Unruhe, der inneren und äußeren Zerrissenheit, unter Umständen innerer und äußerer Not, beschwert von den Sorgen und dem Kummer Erwachsener. Das Erbe dieser Jugend als besonderer Lebenswelt ist das als Protest gegen die Kultur der Erwachsenen im Jahre 1913 auf dem Hohen Meißner formulierte Bekenntnis aller Jugendbünde: „Die freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung vor eigener Verantwortung mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“

Die Haltung der Jugend unserer Tage wird abhängen von ihrer Stellung zu uns und unserer Welt. Ihr Weg ist Kampf. Ihr Wille ist Entfaltung eigener Kräfte. Ihre innere Aufgabe das Sichauseinandersetzen mit den Daseinswirklichkeiten. Sie findet vor ein müdes Geschlecht der Erwachsenen, dessen Ideale zerbrochen sind, das zerrieben wird von den Widerwärtigkeiten einer harten Zeit. Ein Geschlecht, dessen Vertreter verzweifeln oder anklagen, vielfach haltlos geworden ohne die Würde des selbstverständlichen Übergewichtes des Reifergewordenen. Ist es ein Wunder, wenn die Jugend einen eigenen Weg einschlägt, ohne Verständnis für die Erwachsenen, wenn sie fast völlig unproblematisch, nur sachlich an die Dinge herangeht? So ist unsere Jugend heute infolge unserer eigenen

Haltung durch das Schicklal bestimmt, traditionslos aufzuwachsen, wenn nicht besonders glückliche Lebensumstände den Halt einer Familientradition gewähren. Die Schule stellt die Bildungsstätte der Jugend dar. Sie zeigt neues Leben und ein verschärftes Verantwortungsgefühl jungen Menschen gegenüber, die mit Konfliktringen. — Die Einstellung der Schule zur Frage des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler einerseits und der Vermittlung des Bildungsgutes andererseits hat in den letzten Jahren eine Reform erfahren. Äußerlich erkennbar ist dies für uns an der grundsätzlichen veränderten Einstellung der Kinder unserer Tage zur Schule im Vergleich mit der Einstellung zur Schule, wie sie in der Erinnerung Erwachsener lebt.

Der Lehrer als Erzieher will Freund und Führer sein, nicht Autorität um der Autorität willen. Der Lehrer als Vermittler der Bildung ist Berater und Helfer des arbeitenden Schülers, nicht Einpauker einer Lektion. Der Schüler selbst erarbeitet den Stoff und gelangt so zu Erkenntnissen und damit in den Besitz einer Bildung. Diese Art des unterrichtlichen Vorgehens bezeichnen wir als Arbeitsmethode. Die Idee ist nicht so neu, wie es scheinen mag. Auch die großen Pädagogen der Vergangenheit wollten den Schüler selbsttätig werden lassen, wollten führen vom Tun zum Erkennen. Comenius (1592—1670): „Die Menschen müssen in der Weisheit so viel als möglich nicht aus Büchern unterrichtet werden, sondern aus dem Himmel, aus der Erde, den Buchen und Eichen, d. h. die Dinge selbst kennen lernen.“ Rousseau (1712—1773): „Der Zögling darf sein Wissen nicht Eurem Unterricht zu verdanken haben, sondern eigener Beobachtung und Überlegung. Er darf Wissenschaft nicht lernen, sondern muß sie auffinden.“ Pestalozzi (1746—1827): „... Die Arbeitamkeit sei das wahrhafte, heilige und ewige Mittel der Verbindung des Umfanges unserer Kräfte zu einer gemeinsamen Kraft, zur Kraft der Menschlichkeit. Sie bildet den Verstand und gibt den Gefühlen des Herzens Kräfte.“ Heute konzentriert sich diese Auffassung in die Forderung nach Aktivität und Spontaneität.

Das Prinzip der Arbeitsmethode ist von der Schule allgemein anerkannt: Freie geistige Tätigkeit des Schülers ist das Merkzeichen der neuen Schule. Dem „empfangenden Lernen“ tritt das „schaffende Lernen“ an die Seite. Je nach der Einstellung der Persönlichkeit zu dem Problem wird unter dem Begriff „Arbeitschule“ etwas Verschiedenes verstanden. Durch Gegenüberstellen von Schlagworten, wie „Arbeitschule“ — „Lernschule“ wird die Klärung des Begriffs erschwert, ebenso auch durch die oft mißverständene Ausdeutung des Begriffs Arbeit als Handarbeit schlechthin.

Fest steht, daß diese Schule Aktivität fordert. Das gilt sowohl für das Unterrichtsverfahren, als auch für das Schulleben. Es ist dabei gleich, ob unter Arbeitschule eine Produktions-, Lebens-, Erlebnis-, Gemeinschaftschule oder anderes verstanden wird und ob dadurch ein Organisationsprinzip der Schule oder ein Formgrundsatz des Unterrichts sich ausdrücken will. Besonderen Wert gewinnt die Methode infolge der ihr innewohnenden Kraft des Auslöfens gemeinschaftlichen Erlebens und Fühlens. Aus der Erlebnisgemeinschaft der Klasse und Schulgemeinde — zu denen die Aufgaben der Schultage führen —, dringt der Jugendliche vor zur Volksgemeinschaft.

Ist es nicht selbstverständlich, daß diese Schule zum Garten

kam als der Lebens- und Bildungsstätte dieser arbeitenden Jugend? Ist es nicht einleuchtend, daß Kinder und Jugendliche im Garten die Stätte finden, wo sie sich auseinandersetzen können mit kosmischem Werden und Vergehen; wo sie, ungestört durch die Stellungnahme der Erwachsenen, erleben die Gesetze der Wandlungen und Verwandlungen des Organischen, so daß die natürliche und sittliche Metamorphose sich einleitet infolge der Erkenntnis natürlicher Lebensvorgänge in ihrer Gesetzmäßigkeit? Für Schule und Jugend hat der Garten eine Bedeutung gewonnen als Schulgarten.

Auch die Schulgartenidee ist jahrhundertealt. Ob sie weiter zurückreicht als bis zu den Pietisten, ist aus pädagogischen Schriften nicht nachgewiesen, doch steht wohl fest, daß auch die alten Klosterschulen ihre Schüler im Garten arbeiten ließen. 1685 legte August Hermann Francke (Pietist) in Halle einen Schulgarten an. Seither ist die Forderung nach Schulgärten nur ganz vorübergehend verstummt. Vielfach dienten diese Gärten dem Unterricht in der Naturkunde, waren Vorläufer der botanischen Gärten und dienten der Demonstration. Die Philantropen führten die Idee fort, doch zeigt sich bei ihnen ganz klar die pädagogische Einstellung zur Gartenarbeit als erzieherischen Faktor. Das Dessauer „Philantropin“ wies einen Schulgarten auf, der wohl im Sinn unserer modernen Auffassung als Arbeitsschulgarten anzusehen ist.

1840 erfuhr die Schulgartenarbeit zuerst ihre sinnvollste Anwendung durch Fröbel in seinem Kindergarten in Blankenburg i. Thüringen. In der Folge ist diese tiefste Idee des Kindergartens unter dem Drucke der Verhältnisse verlorengegangen. In Österreich erhielt der Gedanke des Arbeitsschulgartens seine Verwirklichung 1869 durch Erasmus Schwab, der den gesetzlich verankerten Schulgarten der Landschule zu einem Stück „Heimat“ für die Erziehung gewann. Otto Beyer führte diese Arbeit in Deutschland fort, er lehnt den schulbotanischen und den Pflanzenbedarfsgarten ab und fordert einen Garten, bei dessen Bewirtschaftung lediglich erzieherische Gesichtspunkte maßgebend sind. In der Neuzeit gewinnt die Idee des Schulgartens mit den arbeitsmethodischen Bestrebungen neuen Boden. Auch sozialpolitische und sozialpädagogische Strömungen, wie sie verfochten werden von Paul Natorp und Kerchensteiner, wirken fördernd. Solche gewannen besondere Gestalt in dem bedeutenden Werk des Rektors Steinmeyer in Düsseldorf (gestorben 6. Juli 1930).

Zur Zeit werden nach amtlichem Material von 1928 in Preußen 113 ha 7 a 72 qm Land schulgärtnerisch bewirtschaftet in Gestalt von 1095 Schulgärten, von denen 590 in Landkreisen und 505 in Stadtkreisen gezählt wurden. Die Durchschnittsgröße dieser Gärten beträgt 10—10,5 a. Dieses Maß ist in Düsseldorf amtlich als Normalgröße angenommen worden. Der kleinste Schulgarten mit 0,40 qm wird angezeigt aus dem Landkreis Soldin/Pommern, die größten weisen rheinische Städte auf: Bonn 100 qm Hagen 150 qm, Düsseldorf 152 qm.

Die Ausgestaltung der Gärten ist sehr verschieden: 858 sind Schülerarbeitsgärten, 274 Liefergärten, 36 weisen beide Betriebsformen auf. Vorwiegend (in 761 Fällen) wird Gemüsebau betrieben, was sich vielleicht erklärt durch die Verbindung mit hauswirtschaftlichem Unterricht. 221 Gärten nennen Baumschulabteilungen, davon liegen 141

auf dem Lande, 151 Gärten haben biologische Abteilungen, Imkereibetrieb haben 9, ein Gewächshaus 1 Garten. Hinsichtlich der Besitzverhältnisse und der Lage der Schulgärten ergeben sich noch mancherlei Schwierigkeiten, ähnlich wie bei den Kleingärten. Es erübrigt sich hier, näher darauf einzugehen.

Die Elemente des Unterrichts im Schulgarten sind Wasser und Erde, Licht und Luft, Tiere und Pflanzen. Die Mittel des Unterrichts sind Beobachtung, Versuch und Arbeit. Der Schüler nimmt lebendigen Anteil an allem Garten geschehen: Bodenbearbeitung, Säen und Pflanzen, Gießen, Hacken und Unkrauten, Ernten und Verwerten. So lernt er das Pflanzenleben kennen und lernt erkennen, wie sich

dieses gefetzmäßig vollzieht. Zugleich aber treten der Garten und seine Bewohner, Tiere und Pflanzen mit Forderungen heran. Im Interesse der Pflinglinge lernt der Schüler eigene Unlustgefühle bezähmen, lernt Ausdauer üben und körperliche Anstrengung überwinden. Er lernt den Wert und Sinn der Arbeit überhaupt und gärtnerischer Arbeit insbesondere verstehen.

Noch sind nicht alle Schulgärten, wie sie sein könnten, noch haben viele Schulen keine Gärten. Es ist noch sehr viel zu tun auf diesem Gebiet, auf dem das uralte Gleichnis vom Gärtner als Erzieher und vom Erzieher als Gärtner sich buchstäblich verwirklicht. Es gilt: für unsere Jugend!

DIE BEDEUTUNG DES GARTENS FÜR DIE GROSSSTADTSCHULE

VON GARTENBAURAT FR. HEYER, FRANKFURT A. M.

Vor etwa 80 Jahren, als noch zwischen Wohnung und Arbeitsstätte der Menschen unmittelbare natürliche Beziehungen bestanden, erfüllte die Schule vollauf ihre Aufgabe, wenn sie den Kindern ein bestimmtes Maß theoretischer Kenntnisse vermittelte. Die Vorgänge in der Umwelt, insbesondere in der Natur, das Werden und Vergehen, das Keimen, Blühen und Früchtebringen, waren ihnen selbstverständliche Erscheinungen. Der Weg zur Schule führte durch Wald und Feld, durch Wiesen und Gärten; der Schulweg wurde oft zu einem naturgeschichtlichen Erlebnis, das in der Schultube nur noch der Auswertung zur geistigen Entwicklung des Kindes bedurfte. Die industrielle Entwicklung Deutschlands, die sich in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts vollzog, zwangte unzählige Menschen in kurzer Frist auf kleinstem Raum zusammen. Die vielgestaltige Natur wurde den in dem Häusermeer heranwachsenden Generationen entfremdet. Die seelische Schädigung durch diese Loslösung von der Natur machte sich jedoch erst in der 2. und 3. Großstadt-Generation bemerkbar. Erinnert sei hier nur an die Feststellung der Berliner Schulbehörden kurz vor dem Kriege, die ergab, daß nur etwa 25% der Großstadtjugend ein Getreidefeld gesehen hatte.

Die Schulbauten dieser Großstadtgebiete wurden nach und nach zu wuchtigen, über die Silhouette der baulichen Umgebung emporragenden monumentalen Gebäuden. Die freie Fläche vor der Schule — der Schulhof — war zwar noch teilweise mit Bäumen bestanden, die im Sommer einigen Schatten spendeten, vielleicht auch konnten diese Bäume, bei geschickter Auswahl der Baumart, zur Ergänzung des naturwissenschaftlichen Unterrichtes dienen, in einer stillen Ecke fristete manchmal noch das „Botanische“ Schulgärtchen ein kümmerliches Dasein. Die Randgebiete der Waldungen und Freiflächen blieben in der Regel bevorzugten Wohngebieten vorbehalten.

So waren die Kinder der Großstadt in der Entwicklungszeit ihrer seelischen und geistigen Kräfte vollständig vom Rhythmus der großen Stadt umgeben, ohne auch nur für kurze Zeit die Schwingungen der Natur verspüren zu können. Die sogenannten Klassenausflüge in dichten Scharen konnten infolge der geschwächten physischen und

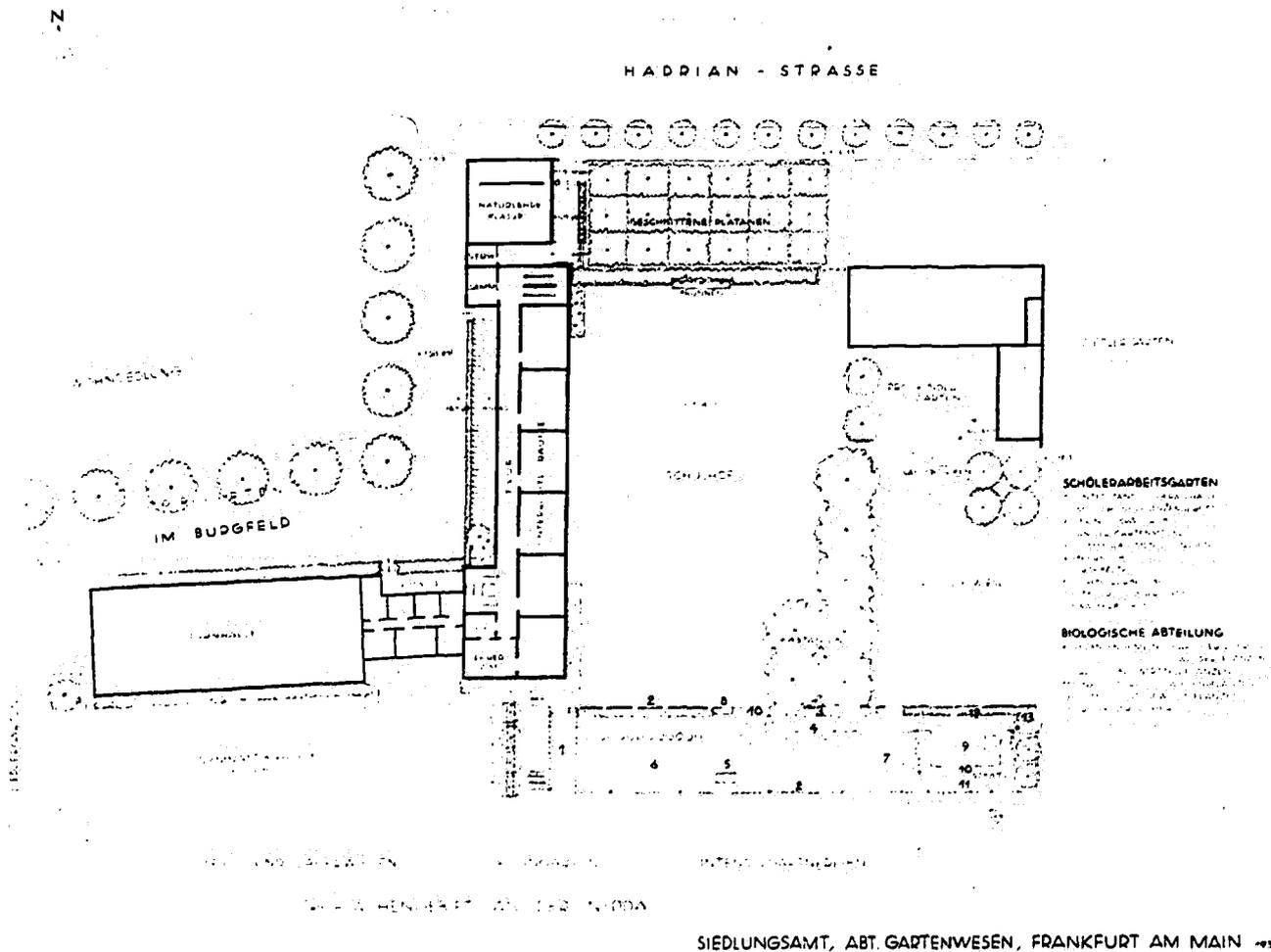
seelischen Kräfte der Kinder ihre Aufgabe kaum noch erfüllen. Niedergetretene Wiesen, abgebrochene Blütenzweige kennzeichneten oft den Weg solcher Wanderer. Die Pädagogen sind sich zweifellos schon lange dieses Vakuums in der Voraussetzung ihrer Arbeit bewußt gewesen, aber die Verhältnisse hatten sich seither stärker erwiesen als ihr Wollen, zumal der Schulbau, wie überhaupt die Lebensform des Menschen von den Gesetzen der Wirtschaftlichkeit bestimmt wird. An diesen Gesetzen wird heute weniger denn je zu rütteln sein.

Da die Schulreform von heute die Selbstentfaltung des Kindes anstrebt, und unter Bildung nicht mehr Wissen sondern Können versteht, ist ein lebensbetonender Unterricht zur Erreichung dieses Zieles eine Voraussetzung geworden. Die Einwirkung der Umwelt ist wieder mehr als seither für die Entwicklung der Anlagen eines Kindes bestimmend.

Es fragt sich nun, wie kann unter den bestehenden, die seelische Entwicklung des Kindes hindernden Verhältnissen die Erziehung wieder mehr in natürliche Bahnen geleitet werden. Wir können die mit erheblichen Mitteln erbauten Schulen im Häusermeer der Großstadt nicht abreißen und in die Außenbezirke verlegen. Man wird daher bei den bestehenden Schulen die Schulhöfe daraufhin prüfen müssen, ob nicht ein Teil dieser Fläche als Garten Verwendung finden kann. Bekanntlich sterben seit einigen Jahren die Bäume in den Städten, besonders auch auf Schulhöfen ab, weil man den Boden mit einer bitumösen, für Luft und Feuchtigkeit undurchlässigen Masse überzieht, damit der oft kostbare Fußbodenbelag der Schulräume und Turnsäle nicht durch Sand beschmutzt wird, den die Kinder sonst am Schuhwerk in die Räume tragen würden. Nur wenige Baumarten vermögen dieser Luftabkürzung standzuhalten. Auch durch einen einheitlichen Blumenschmuck an den Klassenfenstern läßt sich noch ein gutes Stück Pflanzenleben, selbst unter diesen Verhältnissen, der Kinderseele vermitteln. Wo aber die Verhältnisse so trostlos sind, daß sich selbst diese bescheidene Forderung nicht oder nicht ausreichend erfüllen läßt, sollte man in erreichbarer Nähe in Verbindung mit öffentlichen Anlagen Bezirkschulgärten schaffen, die mehrmals in der Woche

SCHULE IN DER RÖMERSTADT

0 10 20 30 40 MASSTAB 1:500



SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN, FRANKFURT AM MAIN

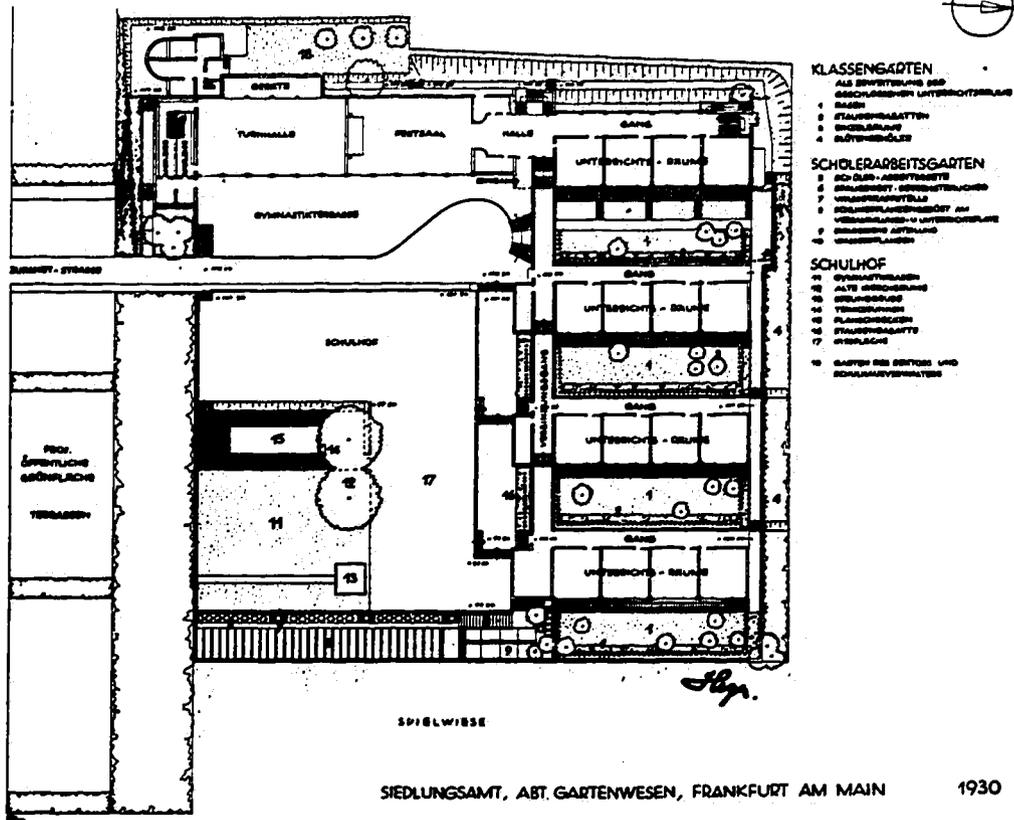
FRANKFURT A. M.: RÖMERSTADTSCHULE; ENTWURF U. AUSFÜHRUNG DER SCHULE: HOCHBAUAMT, ABT. E, PROFESSOR ELSAESSER. ENTWURF UND AUSFÜHRUNG DER GARTENANLAGEN: SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN, GARTENBAUDIREKTOR BROMME.

unterrichtsplanmäßig aufgesucht werden können. Gerade in der freien Natur wird der Mitteilungsdrang und die Mitteilungsfreudigkeit geweckt, da jeder Augenblick dem Kind im Garten ein neues Erlebnis zu vermitteln vermag. Selbstverständlich muß auch die Arbeit im Garten ein Ziel haben. Vom Säen im Frühjahr bis zur Ernte im Herbst muß das Kind die Vorgänge in der Natur beobachten können; auch während der scheinbaren Ruhe im Winter darf die belebende Einwirkung des Frostes, der ebenso wie die Dürre des Sommers für den Haushalt der Natur unerlässlich ist, der Beobachtung des Kindes nicht entzogen werden. Es sei auch an die besonders im Winter reiche Betätigungsmöglichkeit im Garten auf dem Gebiete des Vogelschutzes erinnert, die dem Kinde reiches Selbsterkennen vermitteln kann.

Unter den Schulgärten findet heute mehr denn je der Schülerarbeitsgarten größte Beachtung. Er dürfte in seiner Zweckbestimmung, wenn auch nicht in seiner Größe



EINE PFLANZENGEMEINSCHAFT IM SCHÜLERGARTEN DER RÖMERSTADTSCHULE, FRANKFURT A. M. phot. Voigt.



SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN, FRANKFURT AM MAIN 1930

FRANKFURT A. M.: FRIEDRICH-EBERT-REFORMSCHULE; ENTWURF U. AUSFÜHRUNG DER SCHULE: HOCHBAUAMT, STADT-RAT MAY; ENTWURF U. AUSFÜHRUNG DER GARTENANLAGEN: SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN.

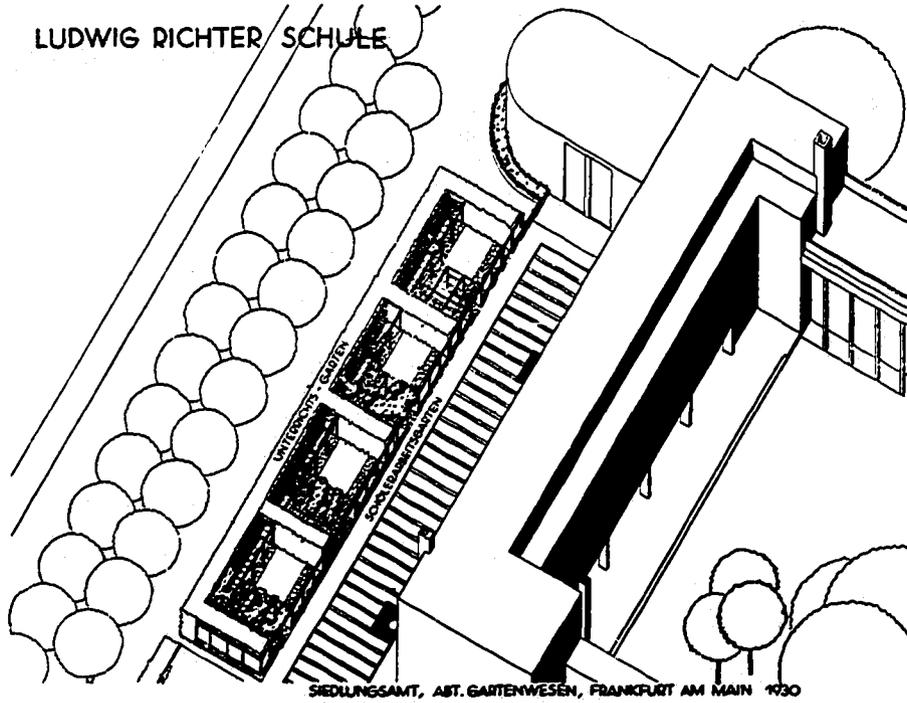
— diese Gärten sind heute etwa 8—10 ar groß — den Gärten der Klosterschulen des Mittelalters gleichkommen. Damals galt es Menschen zu Siedlern zu erziehen, heute sollen u. a. die dem Landbau entfremdeten Menschen wieder zu Siedlern erzogen werden. Ob und inwieweit dieser Versuch gelingt, soll dahingestellt bleiben. Unbefritten bleibt jedoch der physische Wert des Arbeitens im Garten für den heranwachsenden Menschen. Es ist verwunderlich, daß noch heute Erziehungsanstalten ohne Schulgärten bestehen können. Die Rückkehr zum Schülerarbeitsgarten als Erzeugergarten erfolgte im Kriege, als der Großstadtmensch erkannte, auf welcher schwachen Basis seine Ernährung aufgebaut war. Wenn auch die rein wirtschaftlichen Erwägungen heute wieder stark in den Hintergrund treten, so treten die sozialpädagogischen Gesichtspunkte bei der Förderung der Schülerarbeitsgärten immer stärker in Erscheinung.

Da die unmittelbare Verbindung dieser Gärten mit der Schule in den meisten Fällen nicht mehr möglich ist, ist die planmäßige Eingliederung von Bezirksschulgärten für die Altbauschulen im Rahmen von Volksparks erforderlich. Wie dies möglich ist, zeigt der Lageplan des Sommerhoffparks zu Frankfurt am Main (Abb. S. 104). Die 4 Einzelgärten für 4 verschiedene Schulen bilden eine Garteneinheit mit gemeinsamer Umfriedigung, Wasserleitung, Unterkunft usw. Verfuhsweise ist auch ein gemeinsamer Unterrichtsplatz eingebaut. Dies hindert nicht, daß jede Schule sich bei der Bestellung ihres Gartenanteils individuell be-

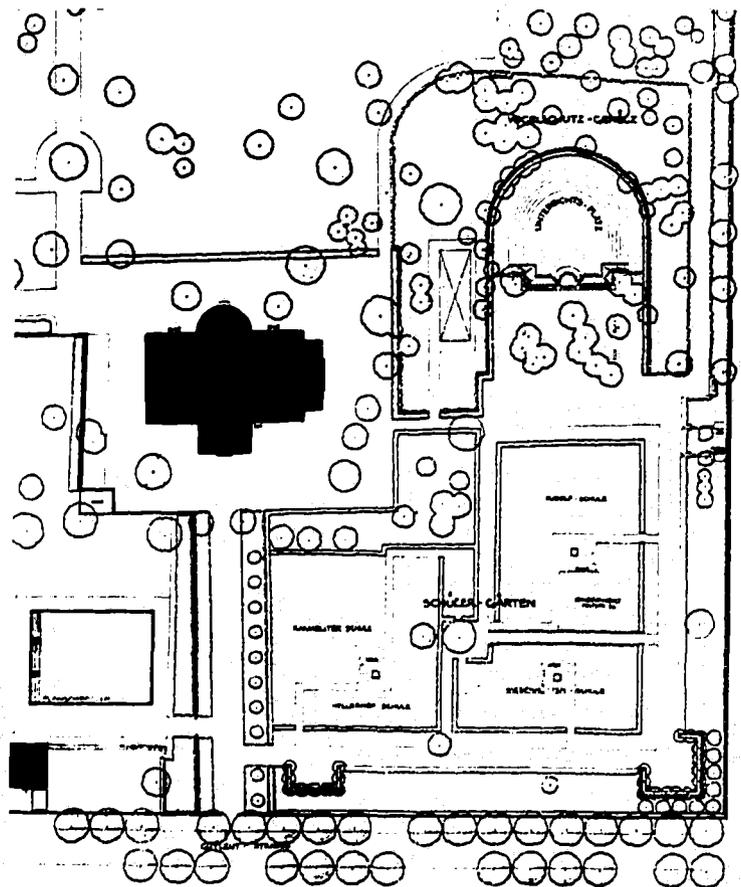
tätigen kann. Durch einen öffentlichen Umgangsweg ist es zudem dem Publikum möglich, jederzeit Einblick in diese Gärten zu gewinnen. Es hat in den meisten Fällen zu einem Mißerfolg geführt, die erste Anlage solcher Gärten den Schulen allein zu überlassen; einmal mangelt es den Kindern an den erforderlichen körperlichen Kräften, zum anderen fehlt den Lehrkräften zum großen Teil die fachliche Erfahrung. So verschiedenartig die Auffassung über den Inhalt dieser Gärten auch sein mag, so wird der Gartengestalter im engsten Einvernehmen mit der Lehrerschaft doch immer eine zweckmäßige Form für die Einrichtung dieser Gärten finden. Für die Schulen, denen in unmittelbarer Verbindung mit dem Schulhaus der Garten nicht mehr geschaffen werden kann, wird man auch den botanischen Garten mit dem Schülerarbeitsgarten verbinden, wenn man es nicht vorzieht, wenige große zentrale botanische Gärten zu schaffen, zumal es nur auf großen Flächen möglich ist, Pflanzengemeinschaften im natürlichen Verhältnis zu zeigen. Wenn die Fläche aber nur klein ist, muß man sich auf eine biologische Zusammenstellung beschränken. Auch die großen botanischen Gärten wird man am zweckmäßigsten mit öffentlichen Parks verbinden, um dadurch gleichzeitig neben der wissenschaftlichen eine sozialvolksgesundheitliche Aufgabe zu erfüllen. Hier kann man am anschaulichsten Pflanzengemeinschaften in weiträumigen natürlichen Gruppierungen entwickeln.

Noch wertvoller ist es, bestehende natürliche Pflanzen-

LUDWIG RICHTER SCHULE



SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN, FRANKFURT AM MAIN 1930



FRANKFURT AM MAIN NOV 1929
SIEDLUNGSAMT ABTEILUNG
GARTEN- u. Pflanzengestaltung
Bromme

FRANKFURT A. M., OBEN: LUDWIG-RICHTER-SCHULE, KLASSENGÄRTEN UND SCHÜLERARBEITSBEETE; ENTWURF U. AUSFÜHRUNG DER SCHULE: HOCHBAUAMT, ABT. I, BAUDIREKTOR PROF. ELSÄESSER; ENTWURF U. AUSFÜHRUNG DER GARTENANLAGEN: SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN, GARTENBAUDIREKTOR BROMME.—UNTEN: BEZIRKSSCHULGARTEN SOMMERHOFFPARK. ENTWURF U. AUSFÜHRUNG: SIEDLUNGSAMT, ABT. GARTENWESEN, GARTENBAUDIREKTOR BROMME.

gemeinschaften in eine öffentliche Parklandschaft einzufügen und den Pflanzenbestand dieser Gemeinschaft zu ergänzen. Schließlich ist es auch richtiger, eine oder wenige Pflanzengemeinschaften in ihrem natürlichen Flächenbedarf vollständig zu zeigen, als viele Gemeinschaften in unnatürlicher Beschränkung auf zu kleinem Raum.

Bei Erbauung neuer Schulen wird man die Erkenntnisse der letzten Jahrzehnte berücksichtigen. Da man heute Wohngebiete von Industriegebieten trennt, ergibt es sich von selbst, daß auch die Schulen aus den Verkehrsgebieten heraus an den Rand der Bebauung in die Grünflächen hinein verlegt werden. Man hat sie in einigen Städten sogar in die Stadtwälder bzw. die Grünflächengebiete hinein verlegt. Die beiden Lagepläne der Römerstadtchule und der Friedrich-Ebertschule in Frankfurt a. M., die inmitten oder am Rande von Dauergrünflächen gelegen sind, zeigen den innigen Zusammenhang mit ausgedehnten Grünflächengebieten (Abb. S. 102/3). Alle kleinen Gartenflächen der Schule, wie z. B. der Schülerarbeitsgarten, der biologische Garten, die Gymnastik-Rasenfläche usw. bilden lediglich den Übergang in die anschließend vorgesehenen Grünflächen mit weiten Sport- und Spielwiesen. Es ist jedenfalls ein großer Fortschritt, daß hier alles, was die Schule von heute an Gartenfläche benötigt, in unmittelbarer Verbindung mit der Schule entstehen kann. Ohne Zweifel sind damit auch wirtschaftliche Vorteile für die Schule und die Schüler verbunden. Man denke nur an den Aufwand an Zeit und Mitteln, der erforderlich wird, wenn die Schule der Innenstadt auf Spiel- und Sportwiesen oder zu ihren Arbeitsgärten gelangen will.

Ein wesentlicher Unterschied beider Schulen besteht in der baulichen Organisation. In der Römerstadtchule sind die Klassenräume wie bei Altbauschulen, aber in besser durchdachter Grundrißlösung übereinandergeschichtet, wenn diese Schule auch gegenüber den Altbauschulen den Vorzug hat, daß durch die Lage unmittelbar an einer Grünfläche in alle Räume Licht und Sonne ungehindert eindringen kann. Dagegen ist die Friedrich Ebertschule eine eingeschossige Flachbauerschule, bei der alle Klassenräume im Erdgeschoß liegen. Jeder Klassenraum läßt sich nach Öffnung der nach dem Klassengarten gelegenen Glaswand mit dem Klassengarten zu einem Raum verbinden. Dieser Klassengarten ist nicht lediglich eine Rasenfläche. Laubbäume, Staudenbeete u. dgl. vermitteln den Kindern auch während des Unterrichts wieder den Rhythmus der Natur.

Daß sich solche Freilicht-Klassengärten auch bei mehrgeschossigen Schulbauten verwirklichen lassen, zeigt die beigelegte Ansicht der Gärten der Ludwig-Richterichule in Frankfurt a. M. Zwischen dem Schulbau und den Klassengärten ist hier der Schülerarbeitsgarten mit der biologischen Abteilung eingefügt, so daß alle Gärten, die die Schule zur Durchführung eines neuzeitlichen Unterrichts benötigt, in engster Verbindung stehen. Der Naturgedanke als Mittel der Erziehung des Kindes wird in solchen Schulen wieder seine natürliche Voraussetzung finden. Mit der fortschreitenden Auflockerung der Städte ist daher trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu hoffen, daß durch die organische Eingliederung der Schule in Grünflächengebiete das, was im Kinde sich regt, wieder zu einer gefunden natürlichen Entwicklung gelangen kann.



FRANKFURT A. M. SCHÜLERARBEITSGARTEN IM SOMMERHOFFPARK. phot. Kiehne.



FRANKFURT A. M. FRIEDR.-EBERTSCHULE, KLASSENZIMMER, VERBUNDEN MIT KLASSENGARTEN. phot. Leistikow.



FRANKFURTER FACHSCHÜLER FÜR DAS HILFSGEWERBE (UNGELERNT) BEI DER GARTENARBEIT. phot. Kiehne.



FRANKFURT A. M.: AUS DEM BOTANISCHEN GARTEN IM RAHMEN DES OSTPARKES.

DIE STUNDE DES GÄRTNERS

VON STADTBAURAT A. D. EWALD FIGGE, HAGEN

Zum Heiligtum wird uns der Garten,
heilig das kleinste Stückchen Land,
wo wir der Blumen liebend warten,
die wir gepflanzt mit eigener Hand.
Ob in den Gärten ringsumher
auch andere Blumen stolzer prangen:
doch die uns selber aufgegangen,
die eignen Blumen freu'n uns lehr.

(Fr. Bodenstedt).

Die zukünftige Wissenschaft, die die Lebenserscheinungen der Gesamtheit erforscht, wird gesetzmäßig deuten, was wir heute als Heimweh begreifen, nämlich daß mitten in der großen Wanderung, die das deutsche Landvolk mit den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in die Städte führte, die Strömungen einsetzten, die unterirdisch schon wieder den Rückweg aus den Städten auf das Land bahnten, während die Leiber der wandernden Millionen noch jahrzehntelang in die Städte strebten. Man bedenke, daß schon vor 40 Jahren Adolf Damaschke das Banner erhob. Man erinnere sich der ersten Bauvereine, die in den 80er Jahren entstanden, zunächst allerdings, um die Kleinwohnungsnot in den Städten zu lindern, bald aber, um zur Heimstättenbewegung zu werden. Man beachte ferner die Gründung der Deutschen Gartenstadtgesellschaft vor fast 30 Jahren. Dann sprangen die Quellen. Aus der Erde quollen Kleinwohnungsvereine, Kleingartenbewegung, Heimatbünde, Naturschutzbewegung, Wanderfahrt, Selbst-

hilfegruppen, Wohnungsfürsorgegesellschaften, Wochenend-, Schrebergärten, Landnehmer, Bauparkassen. Immer stärker floß es aus dem Halbdunkel der Ahnungen über die Schwelle des Bewußtseins und wurde Wille und Tat. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo alle diese Rinnsale, Wasserläufe, Bächlein und Bäche zusammenfließen und ein einziger Strom daraus wird. Dem Zuge der Geister aus den Städten auf das Land, der vor 4 Jahrzehnten begann, folgt der Heerzug der 10 Millionen arbeitslosen Männer, Frauen und Kinder, die aus den Städten in die Heimat des Brotes ziehen.

Die große Wanderung hat begonnen. Das Drängen der aufbruchbereiten überschüssigen Stadtbevölkerung aufs Land hinaus wird immer stärker. Je mehr der bisher noch hartnäckig vertretene Glaube an einen erheblichen Wiederaufschwung der Industrie als verhängnisvoller Irrglaube erkannt wird, um so mehr Menschen fangen an umzudenken und sich mit den Plänen zu beschäftigen, die die Arbeitslosigkeit beseitigen wollen, indem durch das Mittel der Innensiedlung und durch eine durchgreifende Agrarreform möglichst viele deutsche Menschen zu Kleinbauern, Gärtnern, Landarbeitern mit reichlicher Landzugabe und zu Heimstätteninhabern mit Garten und Kleinviehhaltung gemacht und, soweit sie es schon sind, in dieser Verfassung befestigt und erhalten werden. Ziel ist die Anlage geschlossener Dörfer, in denen

die Kleinbauern und Gärtner zu Wirtschaftsgemeinden (Vertriebsgenossenschaften) zusammengeschlossen werden, denen die Vorhaltung der Maschinen und insbesondere die Heranbringung der Produktion an den Markt zufällt. Die Absicht geht dahin, die einzelnen Siedlungen und Siedlungsbezirke mit ganz bestimmten, auf Boden, Klima und Marktbedingungen abgestellten Wirtschaftszielen zu versehen, wobei an die Erzeugung von Standardprodukten, vom Gemüse und Obst an bis zum Brotgetreide und Großvieh, gedacht wird. Die Rechnung ist so: Wenn es gelingt, die Arbeitslosen zu Selbstverforgern zu machen, werden jährlich $3\frac{1}{2}$ Milliarden gespart, die jetzt für ihre Ernährung, Kleidung und Unterbringung erforderlich sind und als Einsatz in den Wirtschaftsprozess verlorengehen. Wenn es ferner gelingt, die neuen Siedler so zu fördern, daß sie die landwirtschaftlichen und gärtnerischen Produkte hervorbringen, die wir heute einführen und jährlich mit $3\frac{1}{2}$ Milliarden ans Ausland bezahlen, obwohl wir sie selbst erzeugen könnten, dann sind wir um diese weitere Summe reicher. Wir sparen also jährlich 7 Milliarden. Das Wichtigste aber ist, daß auf diese Weise wieder ein kaufkräftiger Innenmarkt geschaffen wird, der den immer mehr abbröckelnden Außenmarkt ersetzt. Die Befürworter eines derartigen Umbaus der Volkswirtschaft setzen sich also für einen Zustand ein, der vollkommen natürlich erscheinen muß, weil er die lebendigen Beziehungen des Volkes zum Boden wiederherstellt und das staatliche Dasein dieses Volkes von dem guten Willen, der Laune und Feindschaft fremder Völker möglichst unabhängig macht, indem die Fundamente der Wirtschaft ins Inland gestellt werden und die Pfeiler des wirtschaftlichen Baues nicht mehr und allein wacklige Exportmöglichkeiten sind, die, wie die Geschichte zeigt, jeden Tag umgestoßen werden können. Das sind zwar nur rohe Rechnungen und weit ausholende Hinweise. Sie zeigen aber, wohin die Reise geht.

In städtebaulicher Hinsicht machen diese Pläne den Auflockerungsgedanken zur Wirklichkeit, der seit zwei Jahrzehnten in den Köpfen der Städtebauer spukte und in den Thesen von den Trabantenstädten, den Gartenvorstädten und der dezentrierten Großstadt theoretischen Ausdruck fand. Man wird aus dem furchtbaren Mißerfolg der Vergangenheit auch insofern eine Lehre ziehen, als man den Teil der Bevölkerung, der als Arbeiter, Angestellte und Beamte in der industriellen Wirtschaft auch weiterhin Erwerb findet, nicht mehr allein von der Konjunktur abhängig machen, sondern ihn zusätzlich mit Boden versorgen wird, damit er einen Teil seines Bedarfs aus diesem Boden gewinnt. Das Eigenheim mit Garten wird also, soweit die an die Industriegebiete gebundenen Wohnsiedlungen in Frage kommen, das städtebauliche Programm der Zukunft werden. Das Siedlungswerk stellt, so betrachtet, eine gänzliche Um- und Neuordnung der Flächennutzung dar, die von einer vollständigen Umlagerung der Bevölkerung und von ihrer gleichmäßigeren Verteilung auf das Reichsgebiet begleitet wird. Das ist volkswirtschaftlicher Umbau, der in Planung, Vorbereitung und Durchführung auf die Frage antwortet: Welche Maßnahmen sind zu ergreifen, um die Wirtschaft mit Boden, Naturkräften und allem, was zum Material- und Kraftbestande der Nation gehört, so betreiben zu können, daß mit dem geringsten Kostenaufwande zum Wohle der im Staate vereinten Menschen der höchste Nutzeffekt

erreicht wird. Dieser Reichswirtschaftsplan ist aktive Reichsplanwirtschaft, die die große Richte gibt und die oberste Spitze der Selbstverwaltung einer in sich freien und selbständigen Wirtschaft darstellt.

Ist so alle Aussicht vorhanden, daß die Innensiedlung in Kürze eine nationale Bewegung von unerhörter Stoßkraft werden wird, dann keimt in jedem Leser der „Gartenkunst“ die Frage auf: Was wird aus dem Garten der Zukunft werden? Wir würden sicherlich auch da besser prophezeien können, wenn wir die Regeln und Rhythmen kennen würden, die die Lebensäußerungen der Gemeinschaftsseele der einzelnen Völker nach ihrer Bodengebundenheit und damit blutlich und raffisch beherrschen. Ist es richtig, daß die Entgottung des deutschen Volkes begann, seitdem es sich vom Boden entfernte, dem es zugeboren war, und seitdem die Verbindung der Menschen mit den der Erde entströmenden Kräften aufhörte, je mehr Asphalt- und Pflasterdecken und Fußböden und Decken sich als ebensoviele Isolierschichten zwischen diese Menschen und die Erde schoben, dann wird die kommende Volkswanderung aufs Land die seelischen Kräfte wieder wecken. Damit aber werden überhaupt erst die realen Vorbedingungen geschaffen, die nötig sind, wenn der Mensch den Garten erleben, ihn in sich hineinleben, eins mit ihm werden soll. Denn darauf kommt es an, daß dieser Mensch vom Garten besessen ist. Nur aus dieser Hingabe in ihren einzelnen Stufen vom ersten äußeren frohen Erschauen bis zur inneren hingebenden Ekstase — kann eine Gartenfreude sprießen, die geistig-seelische Nahrung für ein ganzes Volk ist und ihm Schaffenskräfte gibt. Darauf kommt es an: Der Garten muß populär werden! Er wird jetzt populär werden, denn die Innensiedlung wird ihn populär machen! Er war es bisher nicht trotz aller schönen Bücher, Zeitschriften und Reden! Die öffentlichen Gärten und Anlagen konnten den Garten einem Volke nicht nahebringen, das auf Ebenen wohnte, zu der 12—17 Meter hohe Treppen führten.

Nicht daß die öffentlichen Gärten, die Parkanlagen, die Grünflächen überflüssig und entbehrlich waren und sind! Heil und Dank vielmehr den Wohltätern der Menschheit, die sie geschaffen und erhalten haben und die Seele der Städte vor endgültigem Totschlag bewahrten. Denn diese Parkanlagen waren und sind die grünen kühlenden Pflaster für das heimlich brennende schlechte Gewissen derer, die die menschenmordende überdichte Bebauung immer dichter und höher werden ließen, weil sie ihren Nutzen davon hatten oder zu schwach waren, um diesen Nutzgerigen zu wehren. Diese Gärten spendeten den Erholungsuchenden Schönheit und Freude, während ringsumher in der aus Stein, Holz, Eisen, Putz und Hypotheken aufgebauten Welt alle Formen und Farben hergestellt erschienen wie mit der Absicht, in jedem Belchauer jedes Glücksempfinden abzutöten.

Aber die Liebe des kleinen Mannes gehörte jenen großen Gärten nicht, mochten sie noch so prunkend sein! Sie gehörte dem winzigen Stückchen Erde jenseits der letzten Brandmauern, das er mit eigenen Händen umgegraben und zu seinem Garten erhoben hatte, das er umhegte und mit der Laube bebaute. Derjenige, welcher auch dieses kleine Gärtchen nicht haben konnte, setzte als Wimpel seiner Sehnsucht die Blumen auf seinen Balkon und an seine Fenster. Wenn er aber das Glück hatte, siedeln zu können, dann stellte er sein Häuschen mitten in Blumen

hinein und wußte auch auf kleinstem Grundstücke immer noch neue Möglichkeiten ausfindig zu machen, um seinen bunten, stummen Lieblingen ein Sonnenflecken zu sichern. Millionen unseres Volkes, Alte und Junge — in der Jugend blüht die Freude an diesen Dingen gewaltig auf —, tragen diese Sehnsucht im Herzen.

Die Zukunft des Gartens ist davon abhängig, ob es den Gärtnern von heute gelingt, diese Masse der Volksgenossen in den Garten zu führen, den so viele erleben. Das ist Mission und Predigtamt! Aber das Wirken des Gärtners ist immer darin bechlossen gewesen, daß er die Kräfte der Sonne, des Bodens, des Wassers, der Luft, der Blumen, Sträucher, Bäume hemmt und enthemmt des von ihm gezielten Zieles, des Gartens, wegen. Die Kräfte der Zeit drängen dahin, die Freude am Schönen in der Kunst und in der Natur mit dem Leben des Volkes zu verbinden und zum Gemeingut möglichst vieler Menschen werden zu lassen. So wird auch der Gärtner ergriffen werden von dem Triebe, durch seine Arbeit und sein Schaffen den Daseinskampf seines Volkes von der Seelenlosigkeit zu erlösen und neben die Arbeit seiner Volksgenossen als ebenbürtig die Freude zu setzen, zu der alles Leben drängt. Zwar wird es nicht immer leicht sein, den Menschen klar zu machen, daß sie nicht vom Brot allein leben. Denn jene Millionen drängen aufs Land hinaus, weil die immer schlimmer

werdende Not sie fortreibt aus den Wohnstätten, die sie innehaben. Sie suchen neuen Lebensunterhalt als Kleinbauern und Gärtner. Sie streben einem wirtschaftlichen Ziele zu. Der Nutzen lockt. Schlagworte wie Intensivierung, Rationalisierung, Mechanisierung usw. haben auf viele von ihnen wie hochprozentige Schnäpse gewirkt. So droht die neue große Gefahr, daß, wie es in der Industrie geschah, so auch als Ziel der Innensiedlung nicht Bedarfsdeckung des Volkes an lebensnotwendigen Gütern, sondern ungehemmte Warenerzeugung, Umsatz, Profit, Dividende gesetzt werden, immer mit der Frage, was habe ich davon und wie kann ich noch mehr davon haben. Darum ist jetzt die Stunde des Gärtners gekommen! Wird diese Bewegung, die echte naturhafte Volksbewegung ist, nicht vom Gärtner begriffen, dann wird aus der Innensiedlung ein neuer Verrat des wirtschaftlichen Lebens an der Seele des Volkes werden. Wird sie aber begriffen, verknüpft insbesondere der Schaffende, der Künstler im Gärtner, seine Würde mit dieser Bewegung, dann wird der Garten der Rettung der Zeit dienen. Dann treten wieder an die Stelle der Zahlen Werte, an die Stelle des Fortschritts tritt die Erlösung und das, was von der Zeit haarfähr als Dummheit nachgewiesen worden ist, nämlich Hingabe, Liebe, Glaube — wird sich als die schaffende und rettende Kraft erweisen.

DAUERKLEINGÄRTEN

VON DIPL. GARTENBAUINSPEKTOR ALBRECHT BAILLY, FRANKFURT A. M.

Der Kleingartenbau (Laiengartenbau, Schrebergärtnerei u. a.) ist eine alte Betätigung derjenigen Städter, die keinen Garten am eigenen Hauße haben. Wann wirklich die ersten Kleingärten im heutigen Sinne angelegt wurden, wird sich schwerlich feststellen lassen, denn die Gärten vor den Toren der meist übervölkerten, befestigten Städte (wie Bremen, Wismar, Hildesheim u. a. m.) sind schon frühe Vorläufer. Sie waren teils Eigentum, teils von Stiftungen und Gemeinden, seltener von Privaten gepachtet. In den meisten Städten dürfte sich der Übergang von diesen sogenannten Bürgergärten zu Kleingärten nur allmählich vollzogen haben, besonders als diese Städte ihre Befestigung aufgaben.

Systematische, planmäßige Anlage von Kleingärten ist wohl selten vorgekommen und die älteste, bisher bekannte dürfte die des „Johannisthales zu Leipzig“ sein (siehe Beiträge zur Kulturgeschichte Sachsens, Leipzig 1835, 1. Heft). Was uns besonders interessieren wird, ist die Tatsache, daß diese Anlage in einer alten Sandgrube im Winter 1832—33 von 300 arbeitslosen Handwerkern planmäßig ausgeführt wurde. Es wurden Erd- und Wegebauarbeiten, Ent- und Bewässerung, sowie Pflanzung und Einfriedigung ausgeführt. „Was die Austhuung der Gärten anbelangt, so ist noch anzugeben, daß selbige pachtweise auf 15 Jahre geschlehet, nach deren Verlauf der Contract aber, wie das auch billig ist, wieder erneut werden kann“. Diese wenigen Angaben dürften genügend zeigen, daß diese ersten bekannten Kleingärten, von dem hochherzigen Stadtrat Dr. Seeburg geschaffen, schon die Ideen der Dauerkolonien und die Dr. Schrebers in sich trugen und man sich der Vorteile des Kleingartenbaues für den Städter voll bewußt war. In den folgenden Jahren breiten sich die Kleingärten weiter aus, vor allem auch durch die

Unterstützung Dr. Schrebers (1846), der sie in den Dienst der Jugendertüchtigung gestellt sehen will. Infolge der sehr gesteigerten, nicht immer verantwortungsvollen Bautätigkeit nach 1870 steigt die Anzahl der Kleingärten rapide. Der Landhunger zwingt den Städter, der fast überall nun zum Großstädter geworden ist, sich nach immer neuen Gärten umzusehen, die nur zu bald wieder von der Bebauung verschlungen werden.

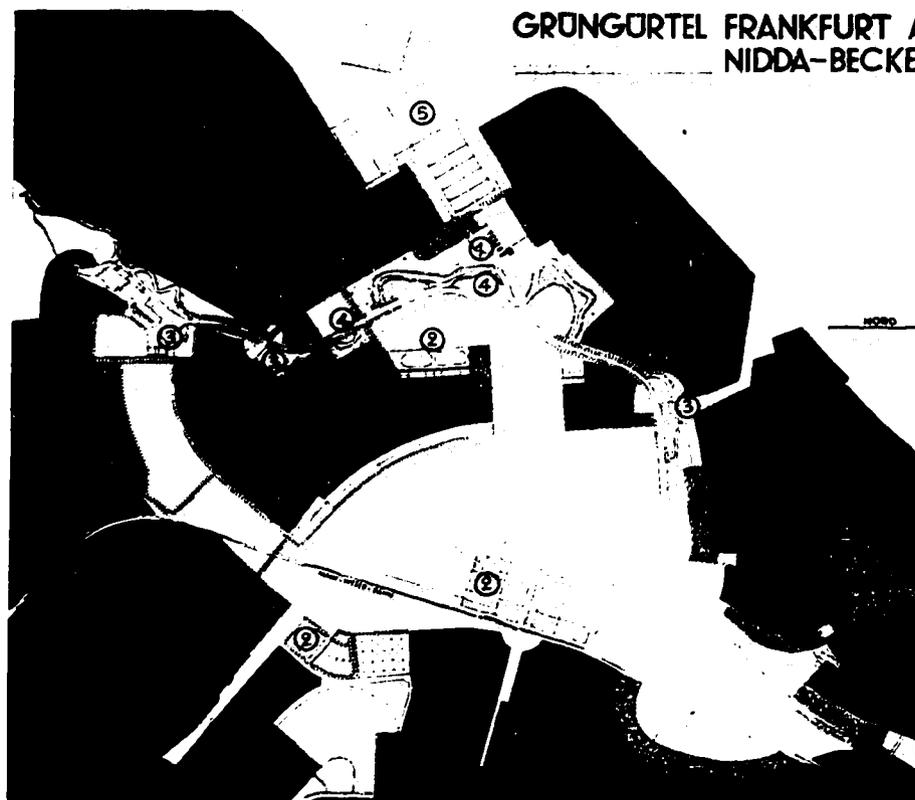
So schien dem Kleingärtner das Los eines ewigen Juden beschieden zu sein; doch begannen sich Stimmen zu regen, die sein Recht auf die Scholle verteidigten. Vor allem war es Harry Maaß, der kurz vor dem Kriege in seinem Buche: „Der Volkspark der Zukunft“ die damals neuen und kühnen Gedanken eines Dauerkleingarten-Parkes erörterte und vor das Forum der Gartengestalter und Städtebauer stellte. Nicht allzuviel wurde das Buch gewürdigt und nur wenige Städte haben schon damals den Gedanken der Dauerkleingärten aufgenommen.

Als aber dann in den Jahren der Inflation tausende von Notäckern um die Großstädte herum entstanden und für diese auf Grund des in der Kriegs- und Nachkriegszeit geschaffenen Kleingartengesetzes bei Bebauung Ersatz geschaffen werden mußte, begannen sich Gemeinden und alle interessierten Kreise mit dem Kleingartenproblem zu beschäftigen.

In den Jahren vor dem Kriege hatte der Kleingartenbau schon Förderer und Freunde in allen Bevölkerungskreisen, nicht zuletzt bei den Gartenfachleuten. Nun aber, als die Kleingartenämter meist in Verbindung mit den Gartenämtern der Städte — auf Grund des Gesetzes entstanden, stieg deren Interesse schnell und es ist heute selbstverständliche Pflicht jedes neuzeitlich eingestellten Gartengestalters, sein Bestes in den Dienst der Kleingartenidee zu stellen.

FRANKFURT A. M.: KLEINGARTEN-
FLÄCHEN IM NIDDA-BECKEN, DAUER-
KOLONIEN, TEILWEISE BEREITS AUS-
GEFÜHRT, GRAU GEKENNZEICHNET.

1. FREIFLÄCHENSCHULE
2. SPORTPLÄTZE
3. FLUSSBÄDER
4. VOGELSCHUTZINSELN
5. WESTFRIEDHOF



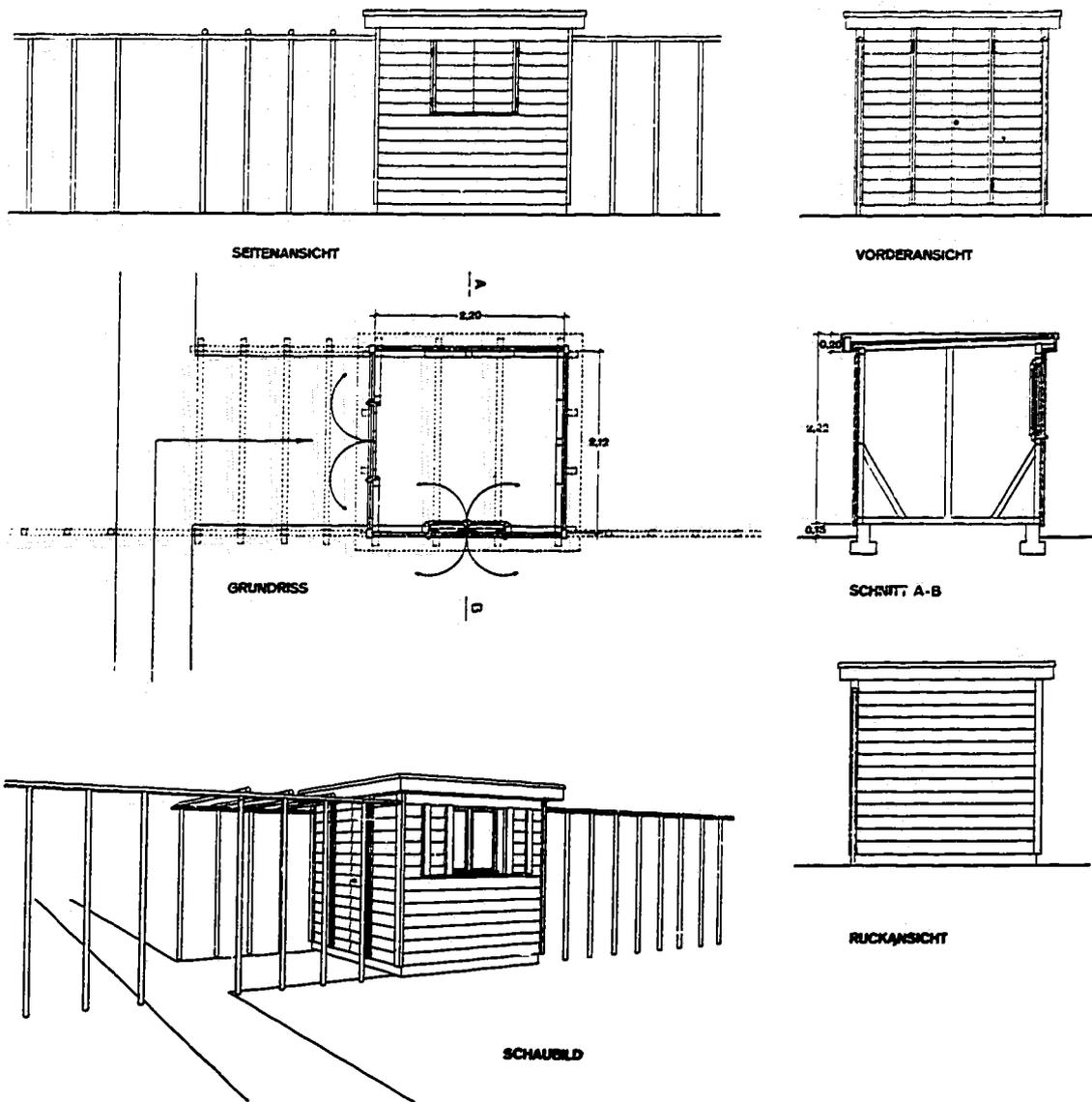
GRÜNGÜRTEL FRANKFURT A.M.
NIDDA-BECKEN 2

Die Kleingartenbauvereine, schon früher teilweise in Ortsgruppen zusammengefaßt, sind nun seit einigen Jahren in dem Reichsverband der Kleingartenbauvereine zusammengeschlossen. Mit einer Mitgliederzahl von über 400000 ist der Verband unter zielbewußter Leitung in der Lage, Einfluß auf alle interessierten Kreise zu gewinnen und seine Ziele und Aufgaben klar darzulegen, deren Mittelpunkt die Schaffung von Dauerkleingärten ist. Dauerkleingärten aber sollen solche Kleingärten heißen, die auf eine längere Zeit, etwa 20—30 Jahre, sicher bestehenbleiben und so erst Obstbau und sonstige praktische und schönheitliche Aufwendungen ermöglichen. Eine längere Garantie des Pachtverhältnisses wird kaum möglich sein, da sich die Entwicklung der Großstadt über eine längere Zeit hinaus nicht voraussehen läßt. Die Wichtigkeit des Kleingartenbaues in kultureller, ethischer und hygienischer Beziehung ist allgemein anerkannt, dagegen ist bisher kaum darauf hingewiesen worden, daß er den Großstädter zu der von allen Einsichtigen geforderten Um- oder Rückgliederung vorbereitet und daher von großer Wichtigkeit für das Volksganze ist. Sicher gibt der Kleingarten manchem in den Steinmauern aufgewachsenen Menschen den ersten Begriff vom Werden und Wachsen in der Natur und erleichtert ihm so das Ertragen der vielumstrittenen städt. Zivilisation mit ihren z. Zt. schwer in das Leben des Einzelnen eingreifenden Auswirkungen. Andererseits bereitet er diese „Deserteure der städtischen Zivilisation“ (wie sie Benedikt Obermayr in der Märznummer der „Tat“ nennt) auf die spätere Umsiedlung vor, indem er durch Erwecken der Sehnsucht nach eigener Scholle und durch Aneignung der einfachsten gärtnerisch-landwirtschaftlichen Kenntnisse die allernotwendigsten seelischen und beruflichen Grundlagen schafft. Es darf also in Zukunft die

Eingliederung von Kleingartenflächen in den städtischen Organismus auch aus diesen Gründen nicht vernachlässigt werden. Da in den letzten Jahren schon eine größere Anzahl Dauerkolonien geschaffen wurde, ist an Hand der dabei gemachten Erfahrungen heute ein Gesamtüberblick über das Gebiet möglich.

Bei der Aufstellung von Bebauungsplänen ist die Freihaltung genügend großer Flächen in erreichbarer Nähe von Wohngebieten notwendig; höchstens 20 Minuten von der Wohnung entfernt oder gute und billige Fahrgelegenheit. Das Bedürfnis nach Kleingärten ist in den verschiedenen Städten und Stadtteilen verschieden und hängt von der Art der Bebauung, von der Umgebung, von Klima und örtlichen Gepflogenheiten, von der sozialen Schichtung u. a. m. ab. In Frankfurt a. M. z. B. entfällt auf etwa je 25 Einwohner ein Kleingarten, während in Sachsen und sehr dicht besiedelten Gegenden mit wesentlich stärkerer Beteiligung zu rechnen ist. Bei einer mittleren Größe von ca. 3 ar (auch hier sind örtlich starke Abweichungen zu beachten) würden z. B. für die 540000 Einwohner Frankfurts ca. 21600 Dauerkleingärten à 3 ar = 648 ha reine Kleingartenfläche notwendig sein. Diese stattliche Fläche wird noch vergrößert durch die notwendigen Wege, Pflanzstreifen, Spiel-, Vereins- und Lagerplätze usw. Es wird nicht immer leicht sein, derartige Flächen in der notwendigen Nähe der Wohnungen unterzubringen. Am leichtesten geschieht die Verteilung am Rande der Baugebiete zu den sonstigen Grünflächen hin und innerhalb schmaler einspringender Grünzungen. Klimatisch sehr ungünstige Stellen (Frostlöcher usw.) sind zu vermeiden, während die Bodenqualität durch intensive Kultur verbessert werden kann.

Größere Schwierigkeiten als bei der Festlegung im Gene-



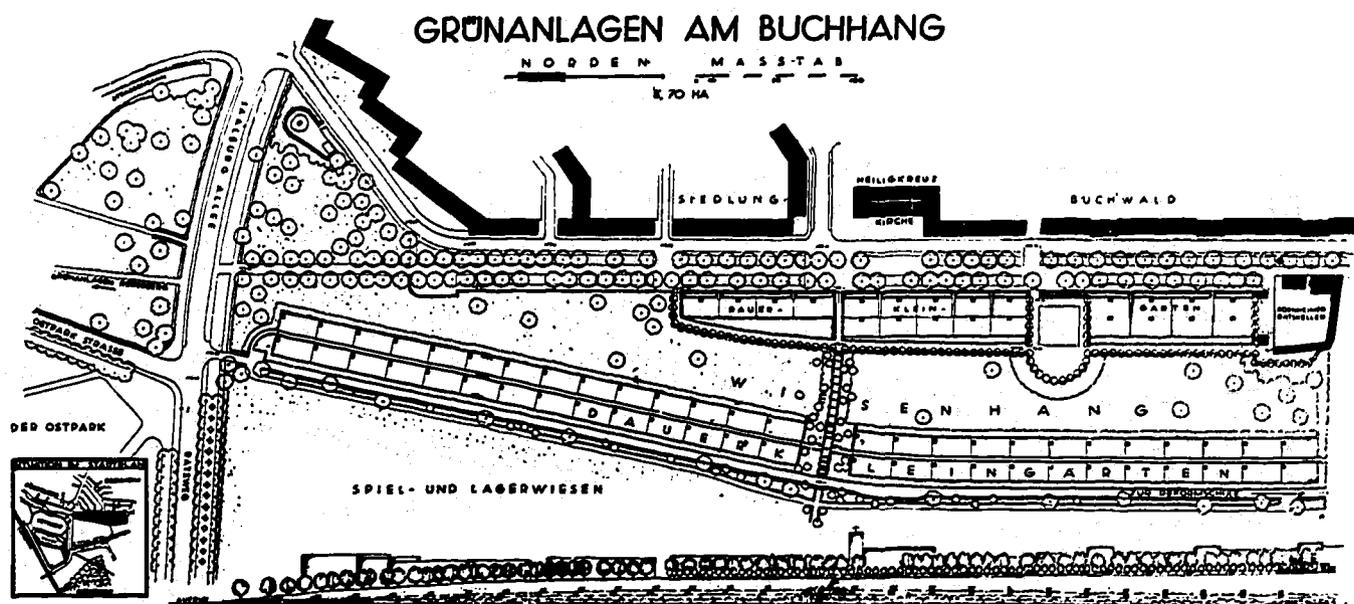
ralbebauungsplan ergeben sich aus der Unmöglichkeit, das benötigte Gelände mangels eines bodenreformerischen Städtebaugesetzes zu einem Preise zu erwerben, der eine tragbare Pacht ermöglicht; abgesehen davon, daß die Erwerbung oft überhaupt nicht möglich ist. Erst wenn hier Abhilfe geschaffen ist, wird sich die Errichtung von Dauerkolonien in dem notwendigen Tempo abwickeln.

Die notwendigste Herrichtung (Zugangs- und Aufteilungswege, Einfriedigungen, Wasserverlorgung, Absteckungen usw.) kostet pro Garten über 200 RM. Dieser Betrag ist durch einen Zuschlag zu den Pachtkosten zu verzinsen und zu tilgen, ebenso die Kosten des Laubenbaues, der, teils aus städtebaulichen Gründen, teils wegen der Unbemitteltheit der Pächter, zweckmäßig stadtleitig ausgeführt wird. Entschädigungen, die durch Umlegungen notwendig sind, sollten auf jeden Fall durch denjenigen aufgebracht werden, durch dessen Bauvorhaben eine Umlegung auf Dauerlande notwendig wird. Dagegen trägt die Gemeinde selbstverständlich alle Kosten, die durch die zugehörigen öffentlichen Grünanlagen (aus städtebaulichen oder schönheitlichen Gründen nötige Wege, Erdarbeiten, Grün-

flächen usw.) entstehen. Um die Summe, die von dem Pächter zu verzinsen und zu tilgen ist, im Rahmen des den Kleingärtnern Möglichen zu halten, sollen bei der ersten Anlage nur die nötigsten Einrichtungen geschaffen werden, der Ausbau aber möglichst der Selbsthilfe der Kleingartenpächter überlassen bleiben. Daß hierbei die Überwachung der planmäßigen Ausführung aus städtebaulichen, praktischen und schönheitlichen Gründen nötig ist, wird auch vom Kleingärtner anerkannt.

Die Arbeiten der Gemeinden können im Rahmen der Erwerbslosenfürsorge ausgeführt werden, und die Kleingartenbauvereine können ihren arbeitslosen Mitgliedern durch Überweisung der auszuführenden Arbeiten die Zahlung der Pacht erleichtern. Teilweise haben auch Vereine schon Kredite von den Sozialversicherungen usw. für ihre Aufgaben erhalten. Eine stete Werbung in diesem Sinne ist ihre dauernde Aufgabe.

Gemeinsame und einheitliche Ausführung der Wasserbeschaffung, der Einfriedigungen mit Toren, der Lauben, Spaliere oder sogar der Baumpflanzungen bewirkt erfahrungsgemäß große Verbilligung, einerlei ob es sich um die Arbeit der Kommune oder der Kleingartenbau-



SIEDLUNGSAMT ABT. GARTEN- UND FRIEDHOFSWESSEN FRANKFURT A. MAIN · NOVEMBER 1929 *Bromme*

vereine handelt. Zudem wirkt sich diese Einheitlichkeit schönheitlich so günstig aus, daß sie geradezu als die Hauptvoraussetzung zu befriedigenden Lösungen gefordert werden muß.

An einem Frankfurter Beispiel soll in Folgendem die Einordnung von Dauerkleingärten in den Bebauungsplan, sowie die Gesamt- und Einzelaufteilung dargestellt werden: Im Nordwesten Frankfurts bildet das Tal der Nidda, eines erst vor kurzem regulierten und früher zu Zeiten der Schneeschmelze recht gefährlichen Nebenflusses des Mains, eine Niederung, die nach dem Generalbebauungsplan als große Grünfläche für gärtnerische, landschaftliche und kleingärtnerische Nutzung, Sport-, Erholungs- und ähnliche Zwecke erhalten bleiben soll. Hier bot sich Gelegenheit, in großzügiger Weise die notwendigen Kleingartenflächen einzugliedern. In gemeinsamer Arbeit zwischen dem städtischen Gartenwesen, unter Leitung von Gartenbaudirektor Bromme und der Stadtplanung entstand der in Abbildung gezeigte Entwurf (S. 109), bei dem an

die Bebauung anschließend, teils am leichtabfallenden Hanggelände, teils im flachen Land die Dauerkolonien untergebracht wurden und zwar in der Größe abhängig von den Hauptwohngebieten. Ca. 11 ha hiervon sind bereits heute fertiggestellt oder in Arbeit, ein weiterer Teil ist im Projekt fertig. Die völlige Ausführung dagegen wird noch Jahre dauern und von der Finanzierung und Bodenbeschaffung abhängen.

Die in Abb. S. 109 am weitesten südlich liegende Kleingartendauerkolonie — „Am Ochsengraben“ —, die teilweise fertiggestellt ist, wird als Beispiel in Abb. S. 110 gezeigt. Nördlich und südlich wird die Kolonie von öffentlichen, gegen die Gärten durch breite Ziergehölzpflanzungen abgetrennten Wegen begrenzt, die untereinander durch ebensolche Querwege verbunden sind, und so einzelne Quartiere abteilen. Südlich grenzt die spätere Bebauung, nördlich eine große Wiesenfläche an; östlich wird die Kolonie vorläufig abgeschlossen, bis eine Möglichkeit des Bodenerwerbs besteht.



FRANKFURT A. M.: LINKS: TEILANSICHT DER DAUERKOLONIE „IN DER RÖMERSTADT“; RECHTS: KLEINGARTENDAUERKOLONIE „AM BUCHHANG“. VGL. DEN PLAN AUF DIESER SEITE.



Die Zugangswege zu den Einzelgärten sind 2 m breit. Ihre Freigabe für den öffentlichen Verkehr erfolgt vereinsseitig dann, wenn genügend Kleingärtner zu einer Kontrolle anwesend sind. Der Weg ist durch einen niedrigen Zaun gegen die Gärten getrennt, während in den meisten anderen Kolonien stattdessen eine Hecke mit Spandradhtzaun die Trennung durchführt.

Für die Stellung der Häuschen war die Abgeschlossenheit der Einheit: Laube — Vorplatz — Rasenfläche, gegenüber den Nachbargärten und Wegen maßgebend. Durch eine Verbindung der Lauben mit einer Spalierwand aus kyanisierten Rundhölzern wird der Wohnteil gegenüber dem Nutzgärtchen getrennt und die Möglichkeit einheitlicher Spalierobstpflanzung geschaffen. Gemeinsame Pumpen versorgen je 4 Gärten mit Wasser. 60—70 cm hohe Spandradht trennen die Gärten voneinander. Als gemeinsame Anlage ist in jedem Abschnitt eine Vereinshütte zur Aufbewahrung von Geräten, Düngemitteln usw. eingegliedert, bei der sich eine Klosettanlage und ein Lagerplatz für Torf, Kompost pp. befinden. Mit dem danebenliegenden öffentlichen Kinderspielplatz zusammen dient dieser Lagerplatz gelegentlich als Festplatz.

In Abbildung S. 110 ist im Plane eines Viererblocks die Aufteilung der Gärten gezeigt. Die klimatische Lage Frankfurts zwingt zur Berücksichtigung des Wunsches, möglichst viel Obst im Kleingarten zu haben. Durch schematische Pflanzung Schönheit und Ordnung zu schaffen, erschien nach den Erfahrungen wichtig, um Überpflanzung zu vermeiden. Hochstämme (Steinobst, mit Ausnahme von Süßkirschen) werden möglichst stadtsseitig gepflanzt, während für das übrige nur Standort und Form (Spaliere, Busch oder Pyramiden) vorgeschrieben werden.

Um auch sonst planmäßige Ausführung der Gärten durch die Pächter sicherzustellen, wird in jeder Anlage ein Mustergarten geschaffen, in dem besonders die für die Kleingärtner wichtigen Einrichtungen, wie Wegebefestigung und -Einfassung, Dunggruben, Staudenpflanzung, Ausgestal-

tung der Zapfstellen usw. an einwandfreien, leicht selbst herstellbaren Mustern gezeigt werden (siehe Abb. S. 113). Außerdem werden alle wichtigen Punkte abgesteckt und die Kleingärtner während der Dauer der Anlage und Einrichtung fachmännisch beraten. So konnte ohne allzu starren, schädigenden Schematismus eine erfreuliche Einheitlichkeit herbeigeführt werden, die sich ebenso schönheitlich, wie auch praktisch für beide Seiten auswirkt.

Die schwierige Frage schöner, technisch einwandfreier, nicht zu teurer Lauben ist ihrer Lösung in letzter Zeit nähergekommen. Während am Ochsengraben noch die in Abbildung S. 111 gezeigte Laube verwendet wird, die fix und fertig ca. 300 RM. kostet, verdient die ausbaufähige Laube, über die Herr Gartenbaurat Heyer in Nr. 4 1931 der „Kleingartenwacht“ berichtet, wohl in Zukunft eine starke Beachtung. Da die Herstellung auf alleinige Kosten der Kommune bei der derzeitigen Finanzlage in großen Mengen fast unmöglich ist, sollten die Kleingärtner stets einen Teil der Baulumme von vorneherein selber aufbringen, zumal sich hierdurch Verzinsungs- und Tilgungsquoten senken. Selbstbau durch gegenseitige Hilfe wird bei solchen Kolonien möglich sein, wo Fachleute (u. U. Arbeitslose) sich unter den Mitgliedern befinden.

Die beigelegten Lichtbilder von Frankfurter Dauerkleingartenkolonien deuten an, daß schöne Dauergärten in den letzten Jahren in Frankfurt a. M. geschaffen wurden, obwohl die bildmäßige Erfassung junger Gärten meist schwer ist.

Der Reichsverband der Kleingartenvereine Deutschlands, der vor kurzem in Hannover seine Jahrestagung abhielt, möge seinen Kampf um Dauergärten weiterführen und dabei der Unterstützung aus den Reihen aller Gartenfachleute gewiß sein. Diesen „Sport ohne Sensation“, den Kleingartenbau, seinem heute schon mächtigeren Bruder, dem „Sport mit Sensation“, gleichberechtigt und gleich- anerkannt zu machen, ist keine leichte, aber eine notwendige, dankbare Aufgabe.

GÄRTNERISCHE INTENSIV-FRÜHGEMÜSE-SIEDLUNGEN IN FRANKFURT A. M.

VON GARTENBAUDIREKTOR P. LANGE, FRANKFURT A. M.

Die ständige bauliche Ausdehnung der Stadt Frankfurt a. M. erfordert in Zukunft eine vollkommene Umgestaltung der bisherigen Betriebsweise des Oberräder und Sachsenhäuser Gemüsebaus. Die zur Zeit stark parzellierte Form der einzelnen Betriebe (bei einer Größe von 0,5 bis 1 ha häufig bis zu 60 Parzellen) ist auf die Dauer unmöglich. Es muß sich der gefamte Gemüsebau durch Zusammenlegung der Einzelbetriebe auf bestimmte große Flächen konzentrieren mit dem Ziele, bei noch intensiverer Nutzung des Bodens unter Zuhilfenahme aller neuzeitlichen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften und Ausdehnung des Frühgemüsebaus unter Glas auf kleinerer Fläche, größere Mengen von Gemüse zu erzeugen, um so einen Ausgleich für das in Wegfall kommende Gelände zu schaffen. Da bei der Einstellung der hiesigen Gemüsegärtner, die am Althergebrachten hängen und auf die bisherige Betriebsweise sehr eingestellt sind, durch Aufklärungen und Belehrungen dem Ziele nicht näher zu kommen ist, mußten Beispiele geschaffen werden, die in ihrer technischen Einrichtung, in der Erzeugung und im Absatz der Produkte von Gemüse vorbildlich wirken können.

Zu diesem Zwecke sind bereits zwei Frühgemüsesiedlungen im „Teller-gelände“ in Oberrad und an der Gerbermühle geschaffen. Die Teller-siedlung setzt sich aus 20 Einzelbetrieben, die Gerbermühle aus 13 zusammen, in sich aber bilden sie eine geschlossene Einheit auf genossenschaftlicher Grundlage. Produktion und Absatz sind einheitlich durchzuführen. Die Produktionsmittel, insbesondere die Beschaffung von Dünger, Maschinen, Kraft, Heizung u. a. m. sollen auf genossenschaftlichem Wege beschafft werden. Ebenfalls ist ein genossenschaftlicher Verkauf zu tätigen. Der volkswirtschaftliche Vorteil dieser Genossenschaft besteht nicht allein in der Mehrerzeugung von Gemüse, sondern auch darin, daß hier 33 selbständige Existenzen auf kleiner Fläche ihren Erwerb finden.

Das „Teller-gelände“, welches zum größten Teil früher den Oberräder Gemüsegärtnern gehörte, vor etwa 20 Jahren von der Stadt Frankfurt für die Anlage bzw. Erweiterung des Waldfriedhofes erworben und bisher von den früheren Besitzern pachtweise weiter benutzt wurde, hat die Größe von rund 9 ha. Der leicht humose, lehmige Sandboden ist für die Gemüsekulturen vorzüglich geeignet, insbesondere wenn die Möglichkeit einer Bewässerung gegeben ist. Die Lage ist geschützt und für Frühgemüseanbau besonders günstig.

Der einzelne Betrieb im „Teller“ hat eine Größe von 37 a, in der Gerbermühle von 56—60 a. Außer einem Einfamilienhaus mit den notwendigen Wirtschaftsgebäuden hat jeder Betrieb im „Teller“ 300 qm Gewächshausblock, ein Gurkenhaus und 160 Mistbeetfenster. Die Gerbermühle hat 330 qm Gewächshausblock und 100 qm Gurkenhaus, 150 Mistbeetfenster sowie die notwendigen Bewässerungseinrichtungen. In der Siedlung Gerbermühle fehlen die Wohnhäuser, dagegen sind die notwendigen Wirtschaftsgebäude vorhanden.

Die Baukosten der Wohn- und Wirtschaftsgebäude im „Teller“ belaufen sich auf rd. 19000 RM. für den Betrieb. Die Finanzierung erfolgt durch die Stadt Frankfurt, indem sie eine Hauszinshypothek von 6500 RM und eine Hypothek von 8500 RM. aus städtischer Sparkasse stellte, den Rest muß der einzelne Interessent selbst aufbringen. Die durchschnittliche Verzinsung dieser Hypotheken beträgt einseitigen 4—4½%. Die technische Einrichtung eines jeden Betriebes im „Teller“ kostet 12500 RM. und zwar:

300 qm Gewächshausblock	5000 RM
Gurkenhaus mit Heizung	2500 „
160 Mistbeetfenster einchl. Kästen, Decken	1800 „
Heizungsanlage	1600 „
Wasserleitung mit Beregnung, Wasserbehälter	1600 „
zusammen: 12500 RM	

Die für die 20 Betriebe notwendigen Mittel, insgesamt 200000 RM, wurden auf Antrag der Landwirtschaftskammer Wiesbaden 150000 RM Reichsmittel (Kredit I 1926), 50000 vom Landeshauptmann, 50000 Reichsmittel (Kredit II 1928) zu einer Verzinsung von 4% zur Verfügung gestellt. Die Beschaffung dieser Summe durch Hypotheken ist nicht möglich, da der Zinsfuß von 10% die Wirtschaftlichkeit der Betriebe in Frage stellt. Die Kosten für die Siedlung Gerbermühle belaufen sich je Betrieb auf rund 20000 RM. Es wurden 225000 RM. aus Reichsmitteln (Kredit II 1928) und 25000 RM. von der Stadt Frankfurt a. M. zur Verfügung gestellt. In beiden Fällen beträgt die Verzinsung 4%. Die Stadt Frankfurt/M.

hat bekanntlich die Bürgschaft für beide Siedlungen übernommen. Das Gelände ist von der Stadt Frankfurt M. auf 25 Jahre gepachtet. Die Gebäude stehen „im Teller“ auf Erbbaugelände.

Die Rückzahlung des Kredits I für die Siedlung Teller sollte innerhalb 5 Jahren erfolgen, was einfach unmöglich ist. Inzwischen hat eine Übernahme der Rückzahlung durch die Stadt stattgefunden, indem ein Sanierungsplan mit der Stadt durchgeführt wurde, der neben einer 4%igen Verzinsung eine Rückzahlung von 3% vorsieht.

Im allgemeinen haben sich die einzelnen Betriebe befriedigend entwickelt. Ihre Leistungsfähigkeit hängt zum größten Teil von der Fähigkeit der Inhaber ab. Die wirtschaftlichen Verhältnisse 1926/28 ermöglichten eine günstige Entwicklung bei einer tragbaren Amortisation. Das Jahr 1930 mit seinen völlig unzulänglichen Preisen, die teilweise unter 50% unter dem Durchschnitt 1925—29 lagen, stellte die Siedler vor eine schwere Krise, da die Roheinnahmen eine Verzinsung fast unmöglich machten und jede Rückzahlung ausschalteten, so daß die Siedler mit allen Mitteln kämpfen mußten, um über diese Krise hinwegzukommen.

Bei der Siedlung „Teller“ sind die Belastungen durch die Höhe der Baukosten für Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Verhältnis zum Umfang des Betriebes zu hoch, obwohl hervorgehoben werden muß, daß bei einer recht zweckmäßigen Bauweise und bei der Größe der Gebäude verhältnismäßig billig gebaut werden konnte. Man mußte sich jedoch mit einfacheren Gebäuden befriedigen. Leider trat hier unter dem Einfluß des Städt. Hochbauamtes das städtebauliche Moment in den Vordergrund. Dazu kommen noch die Kosten für die von der Stadt gebaute Straße in Höhe von RM 33471.—. Dieselbe konnte für die Bedürfnisse der Siedler wesentlich einfacher und billiger hergestellt werden. Sie wird heute in erster Linie als öffentliche Straße benutzt und zu 90% von anderen Interessenten befahren.

Grundsätzlich kann man wohl sagen, daß die Frankfurter Gärtner-Siedlungen ihren Zweck erfüllen, bei Fleiß und Tüchtigkeit der Betriebsinhaber und bei normalen wirtschaftlichen Verhältnissen und Rückzahlungen des Anlagekapitales die Existenz der Siedler sicherstellen. Vorausgesetzt, daß Belastungen, wie sie sich im „Teller“ ergaben, in Zukunft ausgeschaltet und Siedlungen nicht als Objekt städtischer Einnahmequellen angesehen werden.

Bei dem weiteren Ausbau des Frühgemüsebaus in Frankfurt dürfte die Form der „Siedlung“ die gegebene sein. Notwendig ist, daß man bei der Auswahl der Siedler nur tüchtige Gemüsegärtner, niemals Laien berücksichtigt. Jeder Siedler muß mindestens 20—25% des Gesamtkapitals oder eigenes Land zur Verfügung haben. Die Größe der Siedlungsfläche soll nach Möglichkeit 70—80 a betragen. Wirtschaftsgebäude und Wohnhäuser sind einfach und billig zu gestalten, indem die Wohnräume auf den Wirtschaftsgebäuden aufgebaut werden. Die Wasserfrage muß von vornherein geklärt werden. Preise von 25—27 Pfg. für einen Kubikmeter, wie sie bei den Städt. Wasserwerken bezahlt werden, sind für die Betriebe unwirtschaftlich. Der Wasserpreis je cbm darf 15 Pfg. nicht übersteigen. Aus dem Grunde muß eine eigene Wasserversorgung ins Auge gefaßt werden. Darlehen für die technischen Einrichtungen sind langfristig mit 2—3%, mit auflaufenden Zinsen zu amortisieren.

Zu warnen ist, zuerst Siedlungen herzustellen und dann die Leute hierfür zu sichern, wie das bei Gärtner-siedlungen in anderen Gebieten z. T. der Fall war. Es ist zuerst unter Auswahl tüchtiger Leute eine Siedlungsgenossenschaft zu gründen, wie das bei den bestehenden Siedlungsgenossenschaften „Teller“ und „Gerbermühle“ geschah. Dieselbe errichtete unter Beratung und Mitwirkung der in Frage kommenden öffentlichen Stellen die Anlage. Bei den genannten Siedlungen wurde die Beratung der Einrichtung der technischen Anlagen durch die zuständigen Organe der Landwirtschaftskammer durchgeführt.

Eine Frühgemüsebau-Siedlung wird nur dann existenzfähig sein, wenn alle Voraussetzungen für die Wirtschaftlichkeit gegeben sind. Das wären: Günstige Lage zum Absatz, geeigneter Boden, billige Erstellung der Gewächshäuser, Mistbeetkästen, Wohn- und Wirtschaftsgebäude (erstere dürfen ohne Heizung den Preis von RM 18—20 und mit Heizung von RM 26—28 keinesfalls übersteigen), billige Wasserverhältnisse, tüchtige, im Gemüsebau erfahrene Fachleute, deren Arbeitskraft und die der Familie für die Wirtschaftlichkeit des Betriebes ausschlaggebend sind. Nur unter diesen Voraussetzungen kann man die Errichtung von Siedlungen weiterhin empfehlen.